

worden), es war aber keine Behandlungsstätte, konnte es nicht sein, weil nur ein paar Dutzend Ärzte da waren, die meisten selbst krank, Medikamente und ärztliches Gerät völlig fehlten und mindestens drei Viertel der fünftausend Insassen des Lagers ärztlicher Behandlung bedurften.

Der Raum, dem ich zugeteilt wurde, war ein ungeheurer dunkler Saal, bis unter die Decke angefüllt mit Leiden und Klagen. Für vielleicht achthundert Kranke stand nur ein diensthabender Arzt und kein einziger Krankenpfleger zur Verfügung; die Kranken mußten für ihre dringendsten Bedürfnisse und die ihrer kränkeren Kameraden selbst sorgen. Ich verbrachte dort eine einzige Nacht, die mir wie ein Alptraum in der Erinnerung haftet; am Morgen lagen zu Dutzenden die Leichen in den Betten oder zusammengebrochen am Boden.

Am nächsten Tag wurde ich in einen kleineren Raum mit nur zwanzig Betten gebracht; in einem von ihnen lag ich drei oder vier Tage mit hohem Fieber, nur zeitweise bei Bewußtsein, unfähig zu essen und von brennendem Durst gequält.

Am fünften Tag war das Fieber gewichen, ich fühlte mich leicht wie eine Wolke, ausgehungert und durchgefroren, aber mein Kopf war frei, Augen und Ohren durch die erzwungene Untätigkeit sensibler geworden, und ich war fähig, mit der Welt wieder Kontakt aufzunehmen.

Im Laufe dieser wenigen Tage hatte sich eine auffällige Veränderung um mich herum vollzogen. Der letzte Hieb der Sense war getan, der Abschluß der Konten vollzogen: Die Todkranken waren gestorben, in allen anderen begann sich das Leben wieder stürmisch zu regen. Obwohl es heftig schneite, lagen die unheilvollen Straßen vor den Fenstern nicht mehr verlassen da, sondern brodelten wirr und lärmend von lebhaftem Kommen und Gehen, das seinen Sinn in sich selbst zu tragen schien. Bis in den späten Abend hörte man hallende Schreie, frohe oder zornige, Rufe, Gesang. Trotzdem gelang es mir und meinen Bettnachbarn nur selten, unsere Aufmerksamkeit ab-

zuwenden von der beklemmenden Gegenwart, dem wilden Lebenswillen des Kleinsten und Hilflosesten unter uns, des Unschuldigsten, dem Kind Hurbinek.

Hurbinek war ein Nichts, ein Kind des Todes, ein Kind von Auschwitz. Ungefähr drei Jahre alt, niemand wußte etwas von ihm, es konnte nicht sprechen und hatte keinen Namen: Den merkwürdigen Namen Hurbinek hatten wir ihm gegeben; eine der Frauen hatte mit diesen Silben vielleicht die unartikulierten Laute, die der Kleine manchmal von sich gab, gedeutet. Er war von den Hüften abwärts gelähmt, und seine Beine, dünn wie Stöckchen, waren verkümmert; aber seine Augen, eingesunken in dem ausgezehrt dreieckigen Gesicht, funkelten erschreckend lebendig, fordernd und voller Lebensanspruch, erfüllt von dem Willen, sich zu befreien, das Gefängnis der Stummheit aufzubrechen. Die Sehnsucht nach dem Wort, das ihm fehlte, das ihn zu lehren niemand sich die Mühe gemacht hatte, das Bedürfnis nach dem Wort sprach mit explosiver Dringlichkeit aus seinem Blick, einem wilden und zugleich menschlichen Blick, mehr noch, einem reifen und urteilenden Blick, den niemand von uns ertragen konnte, so sehr war er durchdrungen von Kraft und Leid.

Niemand, außer Henek. Mein Bettnachbar, ein kräftiger und blühender ungarischer Junge von fünfzehn Jahren. Er brachte den halben Tag an Hurbineks Bett zu. Er war mehr mütterlich als väterlich; wahrscheinlich hätte Hurbinek, wenn sich unser schwieriges Zusammenleben länger als einen Monat hingezogen hätte, von Henek sprechen gelernt; sicher besser als von den polnischen Mädchen, die, zu zärtlich und zu eitel, ihn mit Liebkosungen und Küssen verwirrten, aber nicht bereit waren, sich wirklich mit ihm zu beschäftigen.

Henek dagegen saß, ruhig und hartnäckig, neben der kleinen Sphinx, immun gegen die traurige Macht, die von ihr ausging; er brachte Hurbinek zu essen, er machte ihm das Bett, er legte ihn mit geschickten Händen, ohne Ekel,